

(Nachdruck verboten.)

83] Die Brüder Zenganno.

Von Edmond de Goncourt.

Die Vorstellung begann unter Gleichgültigkeit des Publikums und verlief ohne andere Zwischenfälle als jeweilig das fröhliche, lachende Aufjauchzen eines Kindes bei dem tollen Hinzurufen irgend eines Clowns, und eine Folge von gelegentlichem, halbunterdrücktem „Oh!“ und „Ah!“, das wie ein vergnügter kleiner Schludauf klang.

Die vorletzte Nummer war unter Unaufmerksamkeit, Ermüdung und Gelangweiltheit des Publikums beendet worden: unter dem Hin- und Herbewegen von Füßen, die auf ihrem Platz ungeduldig wurden, dem Hineingucken in bereits gelesene Zeitungen, einem Beifallsklatschen, das mißmutig wie ein erzwungenes Almosen verabsolgt wurde.

Endlich war das letzte Pferd hinausgeführt und die beiden „Kompliments“ der Reiterin absolviert; unter den Herren, die sich hier erhoben, dort ihren Platz veränderten, da zu Gruppen zusammentraten, entspannen sich eifrige Gespräche, und zu beiden Seiten des Stallganges fanden mit lauter Stimme Diskussionen statt, die in das allgemeine Geseumm hineintönten und bruchstückweise zu den Ohren der Zuschauer gelangten.

„Vierzehn Fuß, wie ich Ihnen sage; ein Sprung von vierzehn Fuß ist es . . . Rechnen Sie doch einmal: erstens der Raum vom Sprungbrett bis empor zu der Tonne: sechs Fuß. Die Tonne: drei Fuß. Der ältere Bruder: fünf Fuß mindestens, aber er ist größer . . . Das macht gut vierzehn Fuß, die der jüngere Bruder zu springen hat; stimmt es nicht?“

„Aber das ist ja absolut unmöglich! Das äußerste, was ein Mensch springen kann — selbst mit einem Sprungbrett, das ein Tischler von Genie fabriziert hat — ist: noch einmal so hoch als er selbst ist.“

„Es hat aber doch schon Sprünge von ungeheurer Größe gegeben . . . Denken Sie zum Beispiel an den Engländer, der über den dreißig Fuß breiten Graben des alten Livoli gesprungen ist . . . Dann der Colonel Amoros . . .“

„Die Athleten des Altertums sprangen sogar siebenundvierzig Fuß weit . . .“

„Warum nicht gar! . . . Freilich, vielleicht mit Stangen . . .“

„Aber, meine Herren, was reden Sie denn von Weitsprüngen . . . hier handelt es sich doch um einen Hochsprung, nicht wahr?“

„Um Vergebung, meine Herren, ich habe einmal in einem Buch gelesen, wie der Clown Dewhurst, ein Zeitgenosse Grimaldis*), wissen Sie, zwölf Fuß hoch quer über eine Kolonne von Lambours hinweg gesprungen ist.“

„Ganz gut, aber das war dann ein Hochsprung, der zugleich Weitsprung war und also einen Bogen beschrieb . . . dergleichen sehen wir alle Tage . . . Der Sprung dieser beiden Brüder aber geht senkrecht in die Höhe . . . es ist wie Sprung in einen Schornstein hinaus.“

„Und schließlich, wie kannst Du es denn nicht glauben wollen . . . sie haben den Sprung doch schon gemacht, wollen ihn heut wieder machen . . . im „Entr'act“ hat es wörtlich gestanden . . .“

„Es ist vielleicht das eine oder das andere Mal geglückt . . . zufällig . . . und geht das zweite Mal nicht!“

„Verlassen Sie sich darauf, mein Herr, ich kann es Ihnen versichern . . . ich habe es von dem Direktor selbst: sie haben die Sache unzählige Male gemacht . . . zu Hause bei sich und auch hier im Zirkus . . . und es ist nicht ein einziges Mal mißglückt!“

„Von wo kommen denn die beiden?“

„Ach, hast Du sie vorhin im Stall nicht wiedererkannt? . . . Sie sind bereits seit Jahr und Tag hier . . . sie haben nur, wie es bei diesen Künstlern üblich ist, wenn sie eine neue Produktion machen, den Namen gewechselt.“

*) Joseph (Zoe) Grimaldi, berühmter englischer Clown, dessen Lebensgeschichte von Roz zu einem biographischen Roman bearbeitet worden ist. Ann. d. Uebers.

„Vierzehn Fuß hoch, senkrecht in die Höhe . . . ich kann's mir noch immer nicht denken! Und zudem soll das Faß, wie ich gehört habe, noch nicht einmal weit sein, sondern ziemlich eng . . . und da der ältere Bruder, dem er auf die Schultern springt, über dem Faße steht, so muß der Jüngere das Hindurchschießen seines Körpers durch dasselbe verteuftelt genau berechnen. Bei dem geringsten Anstoßen an das Faß . . .“

„Ah, da sind Sie nicht genau unterrichtet . . . das Faß, das von hier wie Holz aussieht, ich von Leinwand . . . es darf nicht fest sein, keinen Widerstand bieten: nur die vordere Seite ist massiv, das Stück davon, auf welchem der ältere Bruder steht.“

„Wahrhaftig, ich verstehe Sie nicht, meine Herren. Warum soll man denn zweifeln, es wird heut alle Tage etwas ausgeführt, das man zuvor für unmöglich gehalten hat . . . Wenn man vor dem ersten Auftreten Léotards*) . . .“

„Ich bin ganz Deiner Meinung . . . indes, was die Aufgabe des jüngeren Bruders betrifft . . . kommt nicht zum Schluß gar noch oben in der Höhe der Tonne eine Anzahl von Sauts périlleux hinzu, die von beiden Brüdern zu gleicher Zeit ausgeführt werden?“

„Nu, meine Herren, mit einem Wort, wollen Sie meine Ansicht hören? Ich möchte heut abend nicht meine gesunden Glieder auf eine Viertelstunde gegen die der beiden austauschen . . . Ah, da sind sie!“

Und dieses: „Ah, da sind sie!“ verbreitete sich bis in die fernsten Teile des Raumes, wie ein weites, gedämpftes Rauschen von Stimmen, ein allgemeines Murmeln, das durch die Reihen der Zuschauer lief, die mit halb offenem Munde in einer Mischung von Staunen und überglücklicher Erwartung auf die Manege blickten.

Gianni trat, gefolgt von seinem Bruder, ein, während die diensttuenden Künstler in Stallmeisteruniform unter der geräuschvollen Unruhe des Publikums die einzelnen Teile des Apparates hereinzubringen und zu placieren begannen, deren Beschluß ein Sprungbrett bildete, das, von der Mitte des Stallganges seinen Ausgang nehmend, sich etwa zwanzig Schritt weit in die Manege hinein erstreckte. Die Hände auf dem Rücken, überwachte Gianni mit ernster Sorgsamkeit das Aufstellen und die Zusammenfügung der einzelnen Teile, mit den Füßen die Festigkeit der Bretter prüfend, von Zeit zu Zeit ein paar kurze Worte an Nello richtend, von denen man fühlte, daß es Worte der Ermunterung seien; von Zeit zu Zeit ruhige, des Gelingens sichere Blicke auf die glänzende Versammlung werfend. Sein Bruder folgte ihm auf Tritt und Schritt, in erschütterlicher Aufregung, die sich in einer gewissen Verlegenheit kundgab, in gewissen Bewegungen, die ausgaben, als ob ihm kalt sei, und die durch das Gefühl einer kleinen Unbehaglichkeit des Körpers oder der Seele hervorgerufen zu werden pflegten.

Nellos Erscheinung war brillant. Er trug heut ein wie mit Fischschuppen von dem Farbenspiel des Opals dicht bedecktes Trikot, über welches jede Bewegung eines Muskels ein leuchtendes Schimmern von Perlmutterglanz laufen ließ; die eifrig auf ihn gerichteten Operngläser betrachteten bewundernd die Glieder dieses glühenden, schillernden Körpers in seiner fast weiblichen Formenschönheit, diese schlanken Glieder, die, auch ohne daß ihre Muskeln spielten, unter ihrer tadellosen Rundung Kraft erraten ließen: eine Kraft, die in ihnen lag, nicht eine solche nur der äußerlichen Erscheinung.

Das Sprungbrett war gelegt, und unter der regen Neugier des Publikums und allmählich wieder eintretender Stille richtete man jetzt vier eiserne Träger von der geschweifte Form eines S auf, welche sechs Fuß hoch über das Sprungbrett emporragten und so zueinander gestellt waren, daß sie unten am Fuß, wo sie den Boden berührten, sich mit ihren Biegungen voneinander entfernten, an ihrem oberen Ende, in der Höhe über dem Sprungbrett, sich mit denselben einander zuwandten. Auf diesen ihren oberen Enden, ihren Köpfen, wurden sie miteinander vereinigt durch einen auf

*) Der Erfinder der bekannten Produktion an den drei schwingenden Trapezen, der zuerst in Paris auftrat und dort ungeheure Sensation erregte. Ann. d. Uebers.

Dieselben gelegten und daselbst befestigten Platten Reifen, der ringsum einen kleinen emporstehenden Rand hatte.

Gianni, ernst, gedankenvoll bei dem Herannahen des großen entscheidenden Momentes, die eine Hand aus Kellos Schulter gelegt, stand in die Betrachtung der Vorbereitungen zu der Aufführung vertieft, als er plötzlich nach dem Stallgang gerufen wurde. Er ging, und beinahe sofort wandte sich auch Kellos, unbekümmert um die allgemeine Aufmerksamkeit, deren Gegenstand er war, und schritt, ihm folgend, gleichfalls hinaus: bei seinem untätigen Gehen in der Manege plötzlich wieder von jener Götze ergriffen, wie er sie als Kind bei den ersten paar Malen seines Erscheinens in der Arena Vescape empfunden.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

(Korrelation.)

Von C. Theising.

Es gibt eine alte Fabel, daß einst der Magen und die Glieder in Streit gerieten. Der Magen erschien den Gliedern so recht als der vornehmste Nichtstuer, der es sich ohne Entgelt auf Kosten ihrer Arbeit wohl sein ließ. Sie hatten es satt, weiter für den faulen Gesellen zu sorgen. Es entstand ein allgemeiner Aufruhr; die Hände weigerten sich, das Brot zu ergreifen, die Arme es zu heben, der Mund es aufzunehmen und die Zähne es zu kauen. Da war denn bald bei dem armen Magen Schmalshans Küchenmeister, aber wenn er knurrte, lachten die Glieder nur noch vor Schadenfreude, und das soll ja der reinste Genuß sein. Doch schon nach kurzer Zeit klang das Lachen nicht mehr recht natürlich. Es wurde immer schwächer und kraftloser, kraftlos wie die Glieder selbst! Da begannen sie endlich einzusehen, daß sie sich mit ihrer vorschnellen Weigerung ins eigene Fleisch schnitten und dem Magen doch wohl Unrecht getan hätten, daß er mehr als ein untätiger Genießer und ganz im Verborgenen auch für ihr Wohl sorgte. Reumütig baten sie ihn um Verzeihung und der Friede war wieder hergestellt — zum Wohle aller.

Diese kleine Erzählung, die nach der Uebersieferung auch in der römischen Geschichte eine Rolle gespielt haben soll, macht es sehr anschaulich, in welcher strenger gegenseitiger Abhängigkeit die einzelnen Teile eines Organismus von einander stehen. Man bezeichnet diese wechselseitige Beziehung als Korrelation der Organe.

Der Begriff der Korrelation wurde von dem großen französischen Anatomen und Zoologen Georges Cuvier gefaßt und in die Wissenschaft eingeführt. In der Einleitung, welche Cuvier seiner großzügigen, im Jahre 1821 erschienenen Arbeit „Untersuchungen über die fossilen Knochen“ voranschickte, findet sich ein sehr bedeutamer Satz: „Jedes organische Wesen bildet ein Ganzes, ein einheitliches, geschlossenes System, dessen Teile sich gegenseitig bedingen und zu einem gemeinsamen Endeffekt unter Wechselwirkung zusammenarbeiten. Keiner dieser Teile vermag sich zu ändern, ohne daß die übrigen sich gleichfalls ändern, und so sind mit jedem einzelnen Teil alle anderen gegeben.“ Der Satz mutet vollständig modern an. Trotzdem dürfen wir nicht hineinlegen, was nicht darin enthalten ist. Es ist bekannt — wir haben früher bereits darüber gesprochen — daß Cuvier der Hauptvertreter der sogenannten Konstantentheorie war und jede tierische und pflanzliche Art für eine feste unveränderliche Einheit hielt. In eine wirkliche Abänderung glaubte er deswegen auch nicht, er faßte daher auch den Begriff der Korrelation nicht, wie wir es heute tun, kausal, sondern rein beschreibend. Damit fehlte dem Begriff aber noch sein bester Inhalt. Nach Cuviers Meinung ist es z. B. eine Korrelation, wenn bei Raubtieren, Raubbögeln und Eulen, die ihre Beute im Fluge erfassen, Schnabel und Fänge zum Eingreifen und Töten der Jagdtiere ausgebildet sind. Da aber offenbar Schnabel und Fänge in ihrer Ausbildung in keiner kausalen Abhängigkeit von einander stehen, sondern sich unabhängig als Anpassungen an die Lebensweise entwickelt haben, würden wir hier nicht von einer korrelativen Beziehung sprechen.

Ein bemerkenswerter Fall, der die Wechselbeziehung verschiedener Teile sehr klar erkennen läßt, wurde neuerdings in einem größeren Tierpark beobachtet. Kurze Zeit nach dem Abwerfen des Geweihs wurde einem kapitalen Edelhirsch durch einen unglücklichen Steinwurf der linke Vorderlauf zerschmettert. Mit aller nur erdenklichen Vorsicht schiente man das verwundete Bein des kostbaren Tieres und die Heilung nahm auch einen guten Verlauf. Bei der Neubildung des Geweihs im Laufe des Sommers zeigte sich jedoch die auffällige Erscheinung, daß wohl auf der rechten gefunden Seite eine normal gebildete Stange zur Entwicklung gelangte, auf der linken mit dem Weinschaden behafteten Seite dagegen jede Geweihsbildung unterblieb. Es läßt sich das wohl so erklären, daß der Organismus offenbar das Material, welches eigentlich für die linke Stange bestimmt war, notwendiger zur Ausheilung des Weinschadens verbrauchte und hierauf seine ganze überschüssige Kraft verwendete hatte. Im folgenden Jahre, nachdem die Heilung beendet war, setzte der Hirsch wieder wie jedes normale Tier zwei wohl ausgebildete Stangen auf.

Auch in manchen anderen Fällen läßt sich die Abhängigkeit von Teilen von einander wohl verstehen. So findet man ganz allgemein im Tierreiche, daß mit einer starken Verlängerung der Wirbelsäule eine Verkürzung der Extremitäten Hand in Hand geht, während auf der anderen Seite bei Tieren mit gut ausgebildeten Beinen die Wirbelsäule eine Verkürzung erleidet. Als Beleg brauche ich nur an die langgeschwänzten Molche und die schwanzlosen Frösche oder Kröten, an Eidechsen und Blindschleichen und zahlreiche andere Tierarten zu erinnern.

Auch für die Fische gilt diese Regel. Finden wir doch bei zahlreichen Arten, bei Aalen, Muränen, Kiemenfischen, Seenadeln usw., die paarigen Brust- und Bauchflossen zu unscheinbaren Gebilden, welche bei der Fortbewegung nur noch eine untergeordnete Rolle spielen, verkümmert. Wenn wir uns diese verschiedenen Tiere ansehen, dann zeigt es sich, daß sich alle durch eine auffallende Verlängerung der Körperachse auszeichnen. Der Grund für diese Erscheinung liegt also offenbar in dem degenerierenden Einfluß des Nichtgebrauches, da bei einer Verlängerung des Leibes und Schwanzes natürlich auch diese Teile anfangen, durch schlangenartige Windungen und Drehungen an der Fortbewegung teilzunehmen und infolgedessen mehr und mehr die Extremitäten entlasten. Diese können, falls die Verlängerung des Körpers sehr extreme Formen annimmt, sogar vollständig außer Tätigkeit gesetzt werden und allmählich ganz verschwinden.

Das schlagendste Beispiel hierfür bieten die Schlangen, bei denen nicht nur die Vorder- und Hinterbeine, sondern sogar ihre Verbindungsglieder mit der Wirbelsäule, der Schulter- und Beckengürtel, verloren gegangen sind. Nur die Riesenschlangen besitzen noch Reste eines Beckens und des hinteren Beinpaars, das aber hier nicht mehr im Dienste der Bewegung steht, sondern bei der Begattung Verwendung finden soll.

Es ist interessant, daß bei den Schlangen der Mangel an Gliedmaßen nicht nur durch eine enorme Verlängerung der Körperachse ersetzt wird, sondern auch die Rippen, welche zu diesem Zwecke sehr lang und frei beweglich sind, zur Fortbewegung herangezogen werden.

Ja selbst bei den höchsten Wirbeltieren, bei den Säugern, versagt diese allgemeine Gesetzmäßigkeit nicht. Ist es doch bekannt, daß beispielsweise Affen mit sehr langen Schwänzen verhältnismäßig schwächere Gliedmaßen besitzen als die kurzgeschwänzten Paviane und Menschenaffen. Ebenfalls hat eine starke Ausbildung der Hinterbeine, wie wir sie bei Fröschen, Straußen, Kängurus, Springmäusen und endlich den Menschen finden, in der Regel eine geringere Entwicklung der vorderen Extremitäten im Gefolge. Wie schon gesagt, könnte man in all diesen Fällen den Gebrauch und Nichtgebrauch für die Ausgleichung verantwortlich machen.

Vollkommen unverständlich blieb aber bisher der auffallende Zusammenhang der Geschlechtsorgane mit den sogenannten sekundären Geschlechtscharakteren. Das bekannteste Beispiel bieten die berühmten päpstlichen Sänger, deren wundervolle, mächtige Sopranstimmen zahlreiche Fremde nach Rom zogen. In der Tat ist der Eindruck, den diese herrlichen Laute, denen nichts Irdisches anzuhaften scheint, hervorzuheben, ein unvergeßlicher.

Die päpstlichen Sänger sind Männer, denen in frühesten Jugend die Keimdrüsen mittels eines operativen Eingriffes entfernt wurden. Infolgedessen behält ihr Kehlkopf seine kleine, knabenhafte Ausbildung; es unterbleibt der Stimmwechsel und die Kostaten bewahren bis ins Alter hohe, helle Knabenstimmen, die an Schönheit des Tones und an Kraftfülle jede Frauenstimme übertreffen.

Obwohl die verbrecherische Unsitte der Kastration von Knaben zu kirchlichen Zwecken bereits von Papst Clemens dem XIV. gegen Ende des 18. Jahrhunderts verboten wurde, hat sie sich dennoch bis in die neueste Zeit erhalten. — Die Folgen der Zerstörung der Geschlechtsorgane erstrecken sich aber nicht nur auf die Ausbildung des Kehlkopfes, nein auch die gesamten Körperformen der Eunuchen nehmen eine weiblichere Ausbildung an; die Leute neigen zu Fettansatz, der Bartwuchs unterbleibt und die Brüste treten stärker hervor. Namentlich aber ist der Eingriff auf das Gemütsleben ein sehr tiefgreifender und die Kastraten sind im allgemeinen träge, hinterlistige und geistig stumpfe Menschen.

In weiter Verbreitung wird die Kastration auch bei unseren Haustieren angewandt, bei Pferden und Rindern, um ihnen das Angenehme zu nehmen, bei Schafen, Schweinen und Hühnern, um sie zur Mast geeigneter und ihr Fleisch wohlgeschmeckender zu machen.

Ebenso unerklärlich wie die Korrelationen zwischen den Keimdrüsen und den sekundären Geschlechtsmerkmalen sind auch noch zahlreiche andere, die wir im Tierreiche finden, und hier eröffnet sich der Forschung ein weites, fruchtbares Arbeitsfeld. Sollen Beispiele genannt werden, so sei erwähnt, daß Hunde und Katzen mit weißem Fell und blauen Augen stets taub, und alle Katzen mit gelb, schwarz und weiß gefärbtem Pelzwerk weiblichen Geschlechtes sind.

Wie in der Natur bei der Artentstehung die Korrelation der Teile eine bedeutende Rolle spielt, so muß auch der menschliche Züchter bei der Zucht seiner Haustierassen darauf Rücksicht nehmen, und leicht kann es geschehen, daß durch die Ausbildung eines bestimmten Merkmales ungewollt auch noch andere Charaktere mit verändert werden. Wollte man etwa unserer ge-

wühllichen Hausziege solche gewaltige, schwere Hörner anzüchten, wie sie der Alpensteinbock durchs Leben schleppt, so wäre damit unfehlbar eine gewisse Umformung der gesamten Organisation der betreffenden Tiere verbunden. Die Schädeldecke müßte dicker und kräftiger werden, um die schwere Last der Hörner tragen zu können. Die gleiche Ursache erforderte auch eine Verstärkung der Hals- und Nackenmuskulatur, die wiederum eine bessere Ausbildung der Ansatzpunkte für die einzelnen Muskelzüge an der Wirbelsäule im Gefolge hätte. Es ist nicht notwendig, das Beispiel noch weiter auszuführen, auch so erkennen wir bereits klar, daß selbst die Umzüchtung eines verhältnismäßig unwichtigen Körperteiles entsprechende Abänderungen des ganzen übrigen Körperbaues nach sich ziehen kann.

Kleines feuilleton.

Bruchstücke aus einer berühmten Rede, der „Selbstverteidigung des Antiphon“, hat ein Schweizer Gelehrter, Nicole, kürzlich in Aegypten entdeckt und nunmehr veröffentlicht. Antiphon (479 bis 411 v. Chr.) hat eine bedeutende Wirksamkeit als Rhetor entfaltet: Er eröffnete eine eigene rhetorische Schule mit Übungen für politische Beredsamkeit und wurde der Erfinder oder doch wenigstens der Hauptbildner des politischen Redestils in Athen. Er war auch der Lehrer des Thucydides, der seiner in seiner Geschichte rühmend gedenkt. Auch an dem politischen Leben seines Vaterlandes nahm Antiphon lebhaften Anteil und betrieb als Anhänger der oligarchischen Partei den Sturz der Demokratie durch Einlegung des Rats der Vierhundert; als diese bald wieder gesürzt wurden, wurde er selbst des Hochverrats angeklagt und hingerichtet. Zu seiner Verteidigung hielt er die große Rede, die im ganzen Altertum berühmt war und von der nun Bruchstücke wieder aufgefunden sind. Es war das einzige Mal, daß er selbst als Redner aufgetreten war. Thucydides nennt sie die schönste Verteidigungsrede, die je gehalten wurde. In dem größten der erhaltenen vier Bruchstücke gibt Antiphon zu, an der Revolution teilgenommen zu haben, bemüht sich aber zu beweisen, daß er keineswegs aus egoistischen Motiven gehandelt hätte. Die übrigen Bruchstücke sind nur verstümmelt erhalten. Im letzten richtet er einen pathetischen Appell zugunsten seiner Familie und eines Mitangeklagten an die Richter, der aber keinen Erfolg haben sollte. Er mußte den Scherenscherer leeren, sein Hab und Gut wurde eingezogen und sein Haus dem Erdboden gleichgemacht.

Die Macht des unendlich Kleinen. Wer mit den Naturerscheinungen eine mehr als oberflächliche Bekanntschaft geschlossen hat, wird eine gleich große Verehrung für die Unendlichkeit nach beiden Richtungen besitzen, ob er sich nun in eine Betrachtung über die Ausdehnung der Entfernungen im Weltraum vertieft, oder ob er die in einer unendlich kleinen Masse schlummernden Kräfte zu belauschen versucht. Kamentlich der Chemiker hat alltäglich Gelegenheit, die Macht des unendlich Kleinen zu bewundern, wenn er beobachtet, wie unmeßbar geringe Mengen eines Stoffes die Farbe oder andere Eigenschaften einer fremden Lösung vollkommen zu verändern imstande sind. Ein Mitarbeiter des „Lancet“ spinnt diesen Gedanken etwas weiter aus und erinnert auch daran, wie wenige Tropfen Nel oft zum Zaubermittel werden, um eine ungeheure Maschine in leichten Gang zu bringen und in zuverlässigem Betrieb zu erhalten, und daß andererseits ein winziges Sandkorn oder anderes Schmutzteilchen eine solche Maschine in Unordnung und zum Stillstand bringen kann. Die Zahl der Beispiele und Folgerungen, die man zur Veranschaulichung dieser Gewalten unendlich kleiner Dinge beibringen kann, ist schier unbegrenzt. Auch der wunderbare Mechanismus des Lebens kann durch winzige Mengen gewisser Stoffe, die wir Gifte nennen oder durch einige nur unter scharfem Mikroskop erkennbare Keime von Pilzen oder Bakterien ausgelöst werden. Und auch hier offenbart sich die gleiche Tatsache im Gegenatz einer legendvollen Wirkung durch die Tätigkeit der Gärstoffe, die beispielsweise die Nahrung verdaulich machen und so die Erhaltung des Lebens ermöglichen. Zwei Milligramm von Aconitin, dem giftigen Bestandteil in den Blättern, Samen und Knollen des Eisenhutens, strecken einen Menschen aufs Totenlager, und auf der anderen Seite verwandelt ein Teil eines Enzymkörpers die hunderttausendfache Menge von Rohrzucker in Invertzucker oder insbesondere ein Teil des Kalziumyods den tausendfachen Betrag seines Gewichts von Stärke in Zucker. Auf dem Gebiet der Lebensvorgänge sind diese Wirkungen für den Menschen besonders eindrücklich, aber sie sind, wie schon der Hinweis auf die Chemie andeutete, in der anorganischen Welt in gleich hohem Grade zu finden. Die schönsten Beispiele dafür liefern die Metalle in einem besonderen Zustande überaus feiner Lösung, der von der Wissenschaft als kolloidal oder eigentlich „leimähnlich“ bezeichnet worden ist. Eine solche kolloidale Lösung von Platin beispielsweise ist in stande, eine Menge von Wasserstoffsuperoxyd, die eine Million mal mehr wiegt, in Wasser- und Sauerstoff zu zerlegen, und, was dem Wunder die Krone aufsetzt, sie bleibt danach ebenso wirksam wie zuvor, scheint also diese Leistung ohne Abnutzung vollbracht zu haben. Dagegen ist diese rätselhafte Kraft des Platin auch wieder ebenso leicht zu zerstören, und zwar durch ganz gewöhnliche Gifte wie Blausäure, Sublimat oder Schwefelwasserstoff, so daß man unwillkürlich dazu gelangt, sich diese Platinlösung als ein lebendiges Wesen vorzustellen, das durch derartige Stoffe vergiftet werden kann.

Dabei bewährt sich die Macht des unendlich Kleinen, die uns an der Platinlösung in Erstaunen gesetzt hat, auch im Kampf gegen die Kräfte dieses Stoffes, denn es genügt der sechzigmillionste Teil eines Milligramms, um eine Vergiftung des Platins herbeizuführen. Solche Eigenschaften können bei richtigem Verständnis mit großem Vorteil in den Dienst des Menschen gezwungen werden. So ist jetzt vorgeschlagen worden, die Trinkwasserreinigung mit Kupfer vorzunehmen, was jedem bedenklich erscheinen muß, der die Giftigkeit des Kupfers kennt. Das Verfahren wird aber dadurch ungefährlich, daß eben unendlich kleine Mengen des Kupfers genügen, alle Lebewesen in einer großen Menge von Wasser abzutöten. Endlich ist noch daran zu erinnern, daß ein verhältnismäßig geringer Gehalt von Eisen in den Lebensvorgängen in unserem Blut unterhält und daß noch geringere Mengen von Arsenik und Jod in der Schilddrüse des Menschen eine höchst bedeutsame Rolle für unseren Organismus spielen.

Literarisches.

Kiellands Sämtliche Werke. (Verlag von Georg Meiseburger in Leipzig. 6 Bände geb. 30 M., gebestet 25 M. Die einzelnen Werke werden auch für sich abgegeben.)

Die neuere Literatur Norwegens steht auf vier Säulen, das sind: Björnsterne Björnson und Henrik Ibsen, die größten Dramatiker und Jonas Lie und Alexander Kielland, die bedeutendsten Romanschriftsteller. Mit diesem letzteren haben wir uns hier zu beschäftigen. Bekannt war er uns lange; aber erst jetzt sieht er in voller Größe vor uns. Endlich haben wir seine Werke, die bisher in zum Teil recht fragwürdigen Uebersetzungen überall verstreut waren, in einer noch unter seiner Mitarbeit entstandenen deutschen Gesamtausgabe vor uns liegen. Kielland hatte sich bereits mit dem Plan einer solchen getragen, bevor ihm Georg Meiseburger ein Verlagsangebot machte. Als Uebersetzer waren Dr. Friedrich Veskien und Marie Leskien-Lie gewonnen worden. Kielland selbst besorgte die Durchsicht der Korrekturbogen und schrieb ein kurzes Vorwort. Leider hat er nicht mehr den Abschluß des Ganzen erleben sollen. Dieser ist nun kürzlich erfolgt. Sechs Bände enthalten alles, was Kielland geschrieben hat. Nicht gerade übermäßig viel. Aber wenn wir hinzunehmen, daß dies Gesamtwerk auf nur etwa fünfundsiebzig Jahre verteilt ist und wenn wir ferner den Wert des Gebotenen beachten, dann wächst Kiellands schöpferische Persönlichkeit zu imponierender Bedeutung hinan.

Alexander Lange Kielland entstammte einer alten norwegischen Großkaufmannsfamilie. Er wurde am 18. Februar 1840 zu Stavanger geboren. Nach erfolgreichem juristischen Studium in Christiania heiratete er mit 23 Jahren und übernahm eine Biegelei in Molde bei Stavanger. Später lebte er lange im Auslande, darunter einige Jahre in Paris und Kopenhagen. 1892 wählte ihn seine Heimatstadt zum Bürgermeister. Von da wurde er indes schon ein Jahr später in die Stellung eines Bezirksamtsmanns (Regierungspräsidenten) von Romsdal nach Molde berufen. Er starb am 8. April 1906 in Bergen, wohin er sich von Molde aus, zu einer Kur begeben hatte, an Herzlähmung.

Ende der siebziger Jahre war es, als Kielland in Paris seinem bereits berühmten Landsmann Björnson seine ersten dichterischen Versuche vorlegte. Björnson schrieb damals sofort an den großen nordischen Verleger Gyldenbal in Kopenhagen, daß ein neuer glänzender norwegischer Schriftsteller in Paris aufgetaucht sei, den er sich warm halten müsse. Schon im nächsten Jahre (1870) erschien eine Sammlung seiner ersten Novellen, 1880 die zweite, sowie der Roman „Garman u. Worfe“. 1881 gab er die Romane „Arbeiter“ und „Eise“; 1882 den dritten Band Novellen und den Roman „Schiffer Worfe“ heraus. 1883 folgte diesem „Gift“, dessen Fortsetzung „Fortuna“ 1884. Mit „Schnee“ (1886), „St. Hans“ (1887) sowie „Jafob“ und den Skizzen „Menschen und Tiere“ (1891) beendete Kielland seine eigentliche dichterische Produktion. Somit liegt zwischen deren Beginn und Abschluß nur ein Zeitraum von zwölf Jahren. Als der Dichter auf dem Zenith seines Ruhmes stand, quitierte er mit Schweigen. Vierzehn Jahre gingen darüber hin: gleichsam als wollte Kielland zwischen sich und den Poeten eine Grenzlinie gezogen wissen. Erst ein Jahr vor seinem Tode überraschte er die Welt mit einer Geschichtsliebhabe eigener Art: „Kingsum Napoleon“. Aus der reichen Memoirliteratur bot er hier ein Mosaik von kleinen Zügen, die er in echt kiellandscher Weise „zusammenstellte“.

Der Schlussband der Gesamtausgabe vereinigt unter dem Titel: „Menschen und Tiere“ eine Nachlese von solchen nebst „anderen Studien und Skizzen“. Diese beiden zuletzt genannten Bücher sind gewissermaßen nur Späne vom Lebenswerke eines bildnerischen Meisters, nachträglich gesammelt, als er gegen Feierabend die Werkstatt verlassen hatte.

Man wird nicht sagen dürfen, daß sich Kielland mit 42 Jahren „ausgeschrieben“ gehabt und lediglich im Bemühen des Unschöpferischen die Feder aus der Hand gelegt hätte. Jedenfalls war er nicht von jenem Ehrgeiz befallen, der nur keine Ferkel duldet, weil sonst leicht Autornamen sowie Ruhm vergessen werden könnte. Was wäre denn auch noch seinem Ruhm hinzuzufügen gewesen? Er hatte ja auch als Dramatiker („Professoren“ usw.) die Pfeile seiner geistreichen und großartig spielerischen Satire gegen die moderne Ehe, wie gegen die moderne Gesellschaft mit ihren radikalen Tendenzen geschwungen. Indessen lag doch der Schwerpunkt seiner Begabung auf dem epischen Gebiete. Und hier war er eben zum gänzligen Abschluß gekommen.

Und seine gesamte erzählende Produktion — nur diese — wird auch in der neuen Leipziger Ausgabe zusammengefaßt.

Mit Novellen und Novellen leitete Kielland seine schriftstellerische Laufbahn ein. Sie sind, nach französischem Vorbilde, leicht hingeworfen, aber doch inhaltreich und äußerst wirkungsvoll; namentlich hat er den erzählenden Kern mit solcher künstlerischen Ueberlegenheit auf seinen satirischen Endzweck hin geschliffen, daß diese Novellen in der norwegischen Literatur in ihrer Art unübertroffen dastehen. „Karen“ und besonders die Geschichte von der dänischen Dogge „Treu“ mit ihrem kalten Hohn auf verschiedene Schwächen des dänischen Nachbarvolkes sammeln wohl am besten die für Kielland am charakteristischsten Eigenschaften als Erzähler zu einem Gesamtbilde. „Schnee“, eine umfangreichere Novelle, führt mitten in die politischen Kämpfe des Landes, in welche bereits der geistliche Stand selbst eingreift. Das schon in den Titel gestellte Naturbild des in dichten Fjorden fallenden und alle Unebenheiten ausgleichenden, alles in Winter Schlaf hüllenden Schnees wirkt hier als Symbol für den geistigen Schlaf in ganz Norwegen. Kiellands Meinung ist, daß ein wahrhafter Geistlicher auch mitten im neuzeitlichen Leben stehen müsse; erst dann könne er gedeihlich wirken, erst dann wird eine warme Maitresse den Winterschnee hinwegschmelzen. Uebrigens stammt diese Pfarrengeschichte schon aus Kiellands späterer Zeit, nachdem er seine meisten größeren Romane geschaffen hatte; „Sankt Hans' Fest“ ausgenommen, der sein letzter, aber auch wohl die schärfste und wichtigste, die kräftigste und eleganteste seiner Satiren gegen das Pfaffenstum ist, das den Herrgott in der Kirche zu haben glaubt. Gewisse Auswüchse auf religiösem Gebiete sind ja bereits in einem der ersten kiellandschen Romane, so in „Schiffer Borse“, der nach Inhalt und Form vollendeten Schöpfung, behandelt worden. Mit weniger Humor, aber dafür freilich auch mit haarscharfem, beißendem Spott und Hohn greift Kielland in seinen nächsten Romanen das pfäffliche System der geistigen Volksverdummung von unten an. Zeigt er in „Gift“ die Vergiftung der Schüler höherer Lehranstalten durch die Verbindung des Studiums mit der Konfirmation, wodurch die jugendlichen Menschen frühzeitig in willenlose Maschinen verwandelt werden, so im nächsten Romane „Fortuna“ denselben Prozeß im Universitäts- und Gesellschaftsleben in Kristiania, welches dort so ganz von der Geistlichkeit beherrscht und von deren hohen Anschauungen durchtränkt ist. Das Unwesen des elterlichen Ehestiftens zwischen den Kindern — eine Erscheinung übrigens, der wir auch noch heute bei uns in protestantisch vermuderten Orten häufig begegnen können — vollendet das Werk der inneren Vernichtung vollständig. Der Held des Romans muß also Schiffbruch erleiden. Wenn wir für Kielland in der norwegischen Literatur nach Vergleichen suchen, so werden wir zwischen ihm und dem älteren Lyriker Johann Welhaven eine ungefähre Verwandtschaft entdecken. Wie dieser in seinem Sonettenfranz „Norwegens Dämmerung“ das geräuschvolle und oft rohe Dichten und Treiben des damaligen jungen Normannentums gegeißelt hatte, so gehört auch Kielland zu jenen Schriftstellern, die der Stagnation des geistigen und politischen Lebens in Norwegen ein satirisches Spiegelbild vorhalten und dabei gleichzeitig bestrebt sind, ihrer Nation fremde Kulturströmungen von außen her zuzuführen. Sein Einfluß in dieser Beziehung ist von einschneidender Wirkung gewesen: kraft seines sozialen Denkens, kraft seiner trotigen Opposition, die er mit überlegenen geistigen Waffen führte.

Aus solchen und anderen Gründen ist denn auch die vorliegende Gesamtausgabe seiner Werke erzählender Gattung zu begründen. Der sorgfältigen Darbietung in deutschen Sprachgewande entspricht die innere und äußere Ausstattung der Werke mit illustrativem Schmuck. Bestes Papier, tadellosere Typensatz, schöne Leinwandbände, gleichfalls von Künstlerhand entworfen, erhöhen den Wert des Ganzen. So haben wir eine der schätzbarsten Büchergaben, die hoffentlich die ihr gebührende Beachtung finden wird. E. K.

Humoristisches.

— Krieg und Kunst. Auf Befehl des französischen Kriegsministers werden in Paris die jungen Rekruten unter dem Kommando eines Korporals jetzt in den Galerien herumgeführt und mit den schönsten Schöpfungen der bildenden Kunst bekannt gemacht. Der Korporal erklärt ihnen die künstlerischen Schönheiten. Nachdem er seine Leute nach rechts und links auseinandergezogen hat, kommandiert er vor der Venus von Milo „Front“ und „Nührt Euch“. Dann erklärt er: „Hier steht Ihr ein Fräulein, das jedem Soldaten ein Vorbild sein sollte. Sie war nur ein Frauenzimmer, aber sie fürchtete sich vor dem Kriege nicht, im Gegenteil, sie liebte und umarmte ihn. Dabei verlor sie ihre beiden Arme, woran sich jeder Soldat ein Beispiel nehmen sollte. Sie war mutig und fürchtete sich auch vor einem Vulkan nicht, dem sie auf der Kasse herumtanzte; auch wenn er explodierte, das machte ihr gar nichts. Ihr steht hier ihre Braut, — Freiwilliger Games, lachen Sie nicht — sie hat ihre Brust immer dem Kriege dargeboten, ohne sich zu fürchten. Ihre Mutter ist nicht sehr vollständig, weshalb sie auch bisher nicht, wie die Jungfrau von Orleans, heilig gesprochen worden ist. Wir erweisen dem Fräulein jetzt die militärischen Hommours, wie sich das gebührt: Still gestanden! Achtung! Präsentiert das Gewehr! Hurra!“

— Moderne Liebeserklärung. „Fräulein, von Ihnen würde ich mir für mein Leben gern mal scheiden lassen!“

— Blütenlese. (Aus dem Vortrage eines rheinischen Theologie-Professors.) „Wenn wir mit den Steinen des Gebetes nach den Fensterreihen des Himmels werfen, dann werden die Scherben der Gnade auf uns herabfallen.“ („Jugend.“)

Notizen.

— Der Volks-Schiller-Preis der deutschen Goethe-Vände. Die Vorarbeiten zur nächsten Verteilung des Volks-Schiller-Preises, die am 9. Mai 1908 vor sich gehen soll, haben bereits begonnen. Die Zuerteilung des Preises (3000 M.) erfolgt durch ein Preisgericht von neun Mitgliedern. Das Preisgericht hat aus zehn dramatischen Werken, die aus dem gesamten Material der letzten drei Jahre durch eine Vorprüfungskommission unter dem Vorsitz des Bremer Preisrichters ausgesichtet sind, eines zur eventuellen Prämierung auszuwählen. Nach gefälligem Schiedsspruch wird die Liste der von der Vorprüfungskommission zur engeren Wahl aufgestellten zehn Werke der Presse zur Veröffentlichung übergeben werden. Da das Preisgericht nach Möglichkeit alle in den letzten drei Jahren bekannt gewordenen literarisch wertvollen deutschen Dramen zur Prüfung heranziehen möchte, werden Verfasser und Verleger erucht, geeignete Werke bis zum 31. Januar 1908 beim Vorsitzenden der Stiftung, Herrn Dr. Berh. Hellmers, Bremen, Scharnhorststr. 185, einzureichen.

— Eine Meunier-Feier in Belgien. Belgien wird in der nächsten Zeit Meunier und sein Werk durch eine Feier großen Stils ehren. Um ihr weniger den Charakter „einer offiziellen“ Feier zu geben, an der das Volk keinen Anteil haben könnte, schlägt der Dichter Verhaeren aus einer richtigen und schönen Empfindung vor, das Fest im Vorinage abzuhalten, im „schwarzen Herzen“ Belgiens, dessen robuste Söhne, die „Buddler“ und „Vergarbeiter“ Meunier immer wieder in ihrer stolzen Arbeitskraft, aber auch in dem Gram ihrer alten Tage am müden Körper, künstlerisch gestaltet hat. Wenn Meunier auch dort nicht geboren ist, sagt Verhaeren, so ist diese Erde doch „sein Land“. — Verhaeren, der selbst die melancholische Schönheit der „schwarzen Erde“ so wunderbar besungen hat, will Meunier damit gefeiert sehen, daß Brotschären verteilt werden, die des Künstlers Leben und sein Werk schildern und daß gute Abgüsse hergestellt werden. Und dieser Dichter wünscht nicht bloß, daß die Vergarbeiter das bewegte Leben und den Kampf ihres Heros kennen, „der Jüge ihres eigenen Lebens der Arbeit trägt“, sondern er möchte auch auf dem Kaminsims in den Häusern derer, die Meunier in Bronze nachhauft, dem „Hammer schmied“ und dem „Glasarbeiter“ und dem „Walzwerkarbeiter“ wieder begegnen. .. Ob die offiziellen Arrangements freilich im Sinne Verhaerens Meunier feiern werden, das ist noch sehr die Frage.

— Taube im Theater. In mehreren Theatern New Yorks ist jüngst eine Neuerung eingeführt worden, die auch in anderen Ländern Nachahmung finden könnte; man hat besondere Bänke für taube Zuschauer aufgestellt und diese Bänke mit einem sinnreich konstruierten Apparat, dem „Akustikon“, versehen; mittels des Apparats, der in seiner äußeren Gestalt dem Mundstück und dem Hörer eines gewöhnlichen Telefons gleicht, können die Tauben alle Töne, die auf der Bühne gesprochen oder gesungen werden, deutlich hören; ein akustischer Trichter fängt die Schallwellen auf und macht sie so intensiv, daß sie auch auf geschwächte Trommelfelle wirken. Die elektrische Kraft liefert eine kleine Batterie, die unter der Bank besetzt ist. Natürlich ist das Akustikon nur in solchen Fällen von Taubheit anwendbar, in welchen nicht eine vollständige Lähmung der Gehörnerben eingetreten ist. Die Plätze auf der Bank der Tauben kosten genau so viel wie alle anderen Plätze im Theater; die Kosten für die Anschaffung der Apparate trägt die Theaterleitung. Die kühne Neuerung — so berichtet „Chambers Journal“ — hat Anklang gefunden und die Bank der Tauben ist jeden Abend von einer Anzahl unglücklicher Menschen besetzt, auf deren Gesicht man, wie in einem Kinematographen, zuerst freudige Ueberraschung und dann eine Art ruhigen und glückseligen Entzückens beobachten kann. Einige Unternehmer tragen sich sogar schon mit dem Plane, ein eigenes Theater für Taube zu bauen. Die Idee ist vielleicht gar nicht so übel, denn es gibt weit mehr Taube, als man gemeinlich annimmt.

— Die totale Sonnenfinsternis des Jahres 1908. Das Schaltjahr 1908 hat seltenerweise keine einzige Mondfinsternis aufzuweisen, dafür aber drei Sonnenfinsternisse, eine totale und zwei ringförmige. Die erste findet für Europa in der Nacht vom 3. zum 4. Januar statt, ist aber unsichtbar. Die Totalitätslinie verläuft von einem Punkte im Stillen Ozean, der in 155 Grad östlicher Länge und 12 Grad nördlicher Breite liegt, in einer gekrümmten Bahn über das Meer und endet in Mexiko. Dieser Verlauf ist sehr ungünstig, da die Beobachtung vom Meere aus kaum möglich ist. Die Totalität könnte nur von zwei Inseln aus beobachtet werden, von denen aber nur die Plintinsel nördlich von Tahiti zugänglich ist. Wie William Loder in der „Nature“ berichtet, wird von amerikanischen Astronomen dort eine Beobachtungsstation errichtet werden. Von dieser totalen Sonnenfinsternis werden bessere Ergebnisse erwartet als von der des Jahres 1907, die infolge sehr schlechten Wetters unsichtbar blieb. Die letzte totale Sonnenfinsternis, die gutes Beobachtungsmaterial lieferte, war im Jahre 1905. Die nächste wird erst im Jahre 1912 stattfinden und nur für eine Minute in Südamerika sichtbar sein.